**Polfahrt**

Lion Feuchtwanger

Der Nordländer las, vierzehnjährig, von den Entbehrun­gen des Polforschers Sir John Franklin und seiner Gefähr­ten, wie Wochen hindurch ihre einzige Nahrung Knochen gewesen seien, gefunden in einem verlassenen Indianer­lager, bis sie zuletzt ihre eigenen Lederschuhe verzehrt hätten. Ehrgeiz flackerte hoch in dem Lesenden, Leiden gleicher Art zu überwinden. Er war ein verschlossener Knabe. Ohne irgendwem von seinem Vorhaben zu erzäh­len, begann er ein fanatisches Training, zwang seinen Muskeln, seinen Nerven ihr Äußerstes ab. Es gab in der Nähe seiner Stadt eine Hochebene, noch von keinem Le­benden während des Winters durchwandert. Er, einund­zwanzigjährig, überquerte sie im Januar, durch letzte Zähigkeit sich rettend vor dem Verhungern, festfrierend eines Nachts in einem Schneeloch, das um den erschöpft Schlafenden sich in einen Eisblock verwandelte.

Zäh, methodisch, erwirbt er alle Kenntnisse, die einem Polarforscher nötig werden können, die Wissenschaft des Meeres und der Luft. Die staatlichen Prüfungen überstan­den, wählt er sich die schwierigsten Meere, um die großen und kleinen Künste der Navigation und des Eiswanderns praktisch zu erlernen. In Monaten des Hungers, des Fro­stes, des Skorbuts wird er ein harter, schweigsamer Mann, der Kenntnisse und Erfahrungen mißtrauisch in sein Hirn verschließt wie in ein Banktresor, ohne Freude an den Menschen, keinem glaubend, nur sich selbst.

Skrupellos in Gelddingen, errafft er sich die Mittel für eine erste selbständige Expedition. Quert das Nordmeer auf bisher nie vollendeter Strecke. Erzwingt mit den Mühen dreier Jahre die nordwestliche Durchfahrt, ein Unterneh­men, an dem vor ihm jeder gescheitert ist. Alle Welt rühmt das Vollbrachte. Er selber am meisten. Ein unermüdlicher Verkünder seiner Taten, wägt und rechnet er genau, um wieviel seine Erfolge größer sind als die der Männer vor ihm, um ihn.

Gestützt auf seinen Erfolg, bricht er auf zum Nordpol. Ein anderer kommt ihm zuvor. Er, kurz entschlossen, dreht um. Sucht den Südpol. Auch auf diesem Wege ist schon ein anderer. Es beginnt ein schauerlicher Wettlauf. Kalt rechnend setzt der Nordländer seine gesammelten, gut katalogisierten Erfahrungen ein. Wo in den Vorberei­tungen des Konkurrenten steckt ein Fehler, den er vermei­den kann? Er findet einen Fehler, *den* Fehler. Der andere hat Pferde mitgenommen: er baut auf die Zähigkeit und das Fleisch seiner Hunde, die Transportmittel und Nah­rung zugleich sind. Der andere, mit seinen Ponies, kommt um; er kehrt siegreich zurück. Zollt dem Nebenbuhler, nun der gescheitert und tot ist, große Bewunderung. Ver­gißt aber nicht, der Welt genau zu erklären, daß es der Fehler mit den Ponies war, durch den der Tote umkam. Wenn er selber siegte, lag das an dem Einfall mit den Hun­den. Es war Verdienst, nicht Glück.

Bald darauf hat er die große Idee seines Lebens, die Bezwin­gung des Pols durch ein neues, besseres Mittel: das Flug­zeug. Die Ausführung dieser Idee, das Bestreben, sich für seine nächste Polfahrt ein Luftschiff zu sichern, bringt ihn mit einem Südländer zusammen. Der Nordländer ist durch seinen Erfolg noch härter, hochfahrender geworden, mür­risch, wüst launisch. Sein Gesicht ist zerrissen wie ein ur­alter Ölbaum, sein Mund krümmt sich. Liebenswert ist er nicht, der Mann, das kann die eigene Mutter nicht be­haupten. Wenige sind, die er nicht für verächtlich hält, manche haßt er mit eisiger Wildheit, es gibt keinen, den er liebt, von allen verlangt er bedingungslosen Glauben an seine Autorität. Der Südländer, mit dem er jetzt zusam­menarbeitet, ist sein genaues Widerspiel: liebenswert, ge­schmeidig, leichtfertig, knabenhaft optimistisch, unsinnig stolz im Erfolg, schwer verzweifelt im Unglück. Der be­wegliche, charmante Südländer und der starre, mürrische Nordländer beriechen einander. Beide finden sie, der an­dere riecht nicht gut. Beide sind randvoll von rasendem Ehrgeiz, herrisch, skrupellos. Schon während der Ver­handlungen gibt es Zusammenstöße; aber es ist nur *ein* Weg zum Pol, zum Ruhm, der führt über den Nordländer. Und es ist nur *ein* Luftschiff zum Pol, auf dem herrscht sein Erbauer, der Südländer. Der Südländer hat das Luft­schiff konstruiert, er ist ein guter Pilot. Der Nordländer hat die nordwestliche Durchfahrt bezwungen, kennt Ark­tis und Antarktis. Es ist ein Wagnis, wenn ein Mann, der niemals auf Schneeschuhen stand, sich einem andern an- vertraut für eine Fahrt ins endlose Eis. Es ist ein Wagnis, wenn ein Mann, der nie geflogen hat, sich der Führung eines Mannes anvertraut für den Flug in eine unbekannte Wüstenei, wo der kleinste Fehler den Tod bedeutet. Die gleiche Notwendigkeit, das gleiche Ziel knüpft die Un­gleichen zusammen. Keiner ist gewillt, den Erfolg zu tei­len. Jeder hofft, auf dem Weg zum Erfolg den Anteil des andern wegzuschnappen.

Und siehe, das Luftschiff erreicht sein Ziel. Es überquert den Pol.

Was ist der Erfolg?

Der Nordländer hat die Idee der Expedition gehabt, hat ihren Weg bestimmt, sie vorbereitet. Er hat hinter sich dreißig Jahre härtester, methodischer Polforschung. Der andere hat vor einem halben Jahr vom Pol nichts gewußt, als daß es dort kalt ist. Was, und jetzt will dieser subalterne Handlanger einen Teil der Ehre, gar noch den großem Teil? Der Nordländer knurrt, nennt den andern einen un­zuverlässigen, weibisch-nervösen Gecken voll kindischer Großmannssucht. Die Welt hört die Argumente des Nordländers, läßt sie gelten, zollt ihm widerwillige Be­wunderung. Aber dabei läßt sie es bewenden. Sie fördert ihn nicht, gibt ihm nicht die Möglichkeit zu neuen Taten.

Freilich erschwert er selber diese Möglichkeit. Er ist pe­dantisch gewissenhaft. Prinzip ist ihm, jede Situation vor­zubedenken, die irgend kommen kann, den Zufall auszu­schalten. Das ist nicht billig, das ist sehr teuer. Wie immer, man gibt dem hochfahrenden, morosen Mann scheuen Ruhm, aber nicht die Mittel, eine neue Expedition auf die Beine zu stellen.

Der Südländer hat mehr Glück. Er lächelt über den Nord­länder, den finsteren, unverträglichen, pathologisch­selbstsüchtigen Narren. Der will den Ruhm des Unter­nehmens für sich buchen? Mein Gott, da bleibt nur ein Lächeln. Den Pol zu überfliegen, das sieht jedes Kind, ist fraglos die Leistung des Piloten, und der Nordländer weiß von einem Flugmotor nichts, als daß er surrt. Man erlaubt dem Südländer, zu lächeln. Er hat die Sympathie der gan­zen Welt, er hat das gewisse Strahlende.

Er versteht es, in jeder Situation zu strahlen. Er hat die Pelze des Nordländers wegen ihres Übergewichts von der Fahrt ausgeschlossen. Die eigene Uniform aber, er ist Offizier seines Landes, hat er heimlich mitgeführt. Am Rande der Arktis, wie die Expedition nüchtern zweckmä­ßig gekleidet vom Schiff steigt, das sie in die Zivilisation zurückbringt, erscheint er plötzlich in seiner glänzenden Uniform. Das kleine Mädchen inmitten der wartenden Menge überreicht seinen Blumenstrauß nicht dem ver­drießlichen, proletisch kahl gekleideten Nordländer, son­dern dem schimmernden Offizier.

Nicht nur das Herz des Kindes, die Herzen seines ganzen leicht entflammten Landes fliegen ihm zu. Er macht ra­sche Karriere, wird in jungen Jahren General. Ihm, da er einen neuen Flug über den Pol plant, baut sein Land so­gleich ein Luftschiff nach seinen Wünschen. 25 Meter Höhe, 115 Meter Länge, 1900 Kubikmeter Gasraum, 4 Gondeln. Die Tanks fassen Betriebsstoff für 75 Stunden. 720 Pferdekräfte stark sind die Motoren. Im übrigen nimmt es der Südländer nicht sehr genau mit seinen Vor­Bereitungen. Er studiert nicht lange die Wissenschaft von Schnee, Eis und Winter. Hat er nicht das vollkommenste Vehikel, mit dem jemals einer nach dem Pol startete? Erle­sene Mannschaft? Die besten Apparate? Er verläßt sich auf sein Glück.

Ehrenkompagnien, Glocken, Musik. Sein Schiff fliegt. Erreicht in drei Etappen den Norden. Startet zur letzten, entscheidenden Strecke. Durch Funkspruch erzählt er der aufhorchenden Welt, jetzt sei er auf dem Weg zum Pol. Jetzt über Grönland, jenseits Grönlands. In zwanzig Mi­nuten, verkündet sein Funkspruch, wird er am Pol sein.

Er ist am Pol. Zwei Stunden, triumphgeschwellt, kreist er um die weiße, vielbegehrte Ödnis. Das Grammophon spielt die Hymne seines Landes. Eine Fahne seines Landes wird, ein großes, vom Papst geweihtes Kreuz, herabgelas­sen. Seinem König, dem Papst, dem Diktator seines Lan­des durch Funkspruch meldet er, er habe mit Gottes Hilfe den Pol erreicht. Es lebe sein Land.

An einer gutbestellten Empfangsstation seiner Stadt sitzt der Nordländer, die Augen noch starrer als sonst, den krummen Mund noch mehr verpreßt. Am Radio hört er mit an, erlebt er mit, wie der Nebenbuhler, der verachtete Nichtskönner, den Pol erreicht, ihn umkreist, angestaunt, der Liebling der Welt. Er selber hat endlose Jahre härtester Mühe daran gesetzt, endlose Nächte der Todesgefahr. Jetzt sind seine Taten wertlos, weggewischt sein Ruhm. Leicht, nach kurzer Vorbereitung, mit dem Lächeln eines Artisten und einer Verbeugung, vollbringt der andere das, worum er ein Leben kämpfte.

Oh, ihm wenn das Schiff gehörte. Mit welcher Sorgfalt hätte er, mit wieviel Scharfsinn und Methode die Expedi­tion ausgerüstet. Der andere, der Konkurrent, ist fahrläs­sig, auch als Pilot. Er hat das gesehen, er weiß es mit dem guten, scharfen Wissen des Hasses. Leichtfertig war sein Abflug, verbrecherisch leichtfertig ist es, über jenem Eis zu sein ohne genaue Kenntnis jenes Eises. Aber er hat Glück, der andere. Er hat sein Gesicht, das der Welt ge­fällt, das herrliche Schiff, die herrlichen Maschinen, die herrlichen Apparate. *Er* hat die Eignung: der andere hat das Schiff, der andere hat das Glück.

An der Empfangsstation sitzt er, hört gut zu. Er ist Manns genug, das Glück des Verachteten bis ins Letzte mitanzu­hören. Der Funker des andern berichtet von dem Rück­flug. Glatt geht alles, natürlich. Alles an Bord ist wohl. Nebel ist da, nun ja. Mehr Nebel, reichlich viel Nebel. Ein bißchen übertreibt er wohl auch, der Funker des andern. Gegenwind, schlechte Sicht. Ganz von selber, mein Junge, geht’s auch nicht. Aber du hast deinen Leichtsinn, deine fröhliche Blindheit, dein Glück. Du kommst schon heil an Land. Ich hör’s mir mit an, ich warte hier, bis du zurück bist. Er sitzt, er wartet, er will die Bitterkeit ganz auskosten.

Aber sieh an. Die Schwierigkeiten häufen sich. Das Hö­hensteuer arbeitet nicht, wie es soll. Das Schiff treibt im Nebel. Der eine Motor setzt aus. Der Funker meldet noch: an Bord alles wohl. Dann meldet er nichts mehr.

Der Nordländer hockt seit dem frühen Abend in der Empfangsstation. Jetzt geht es gegen Morgen, die Männer der Empfangsstation lösen sich schon das dritte Mal ab. Er ist ganz steif vom Warten, er spürt keinen Hunger, er hockt und wartet auf die Meldung: der andere ist zurück und heil.

Es wird Mittag. Keine Nachricht. Vielleicht treibt er im Nebel, vielleicht hat er notgelandet, vielleicht hat sein Ra­dio-Apparat versagt. Wie immer, heute scheint der andere nicht zurückzukommen. Der Nordländer steht auf, krumm und steif vom langen Hocken, geht nach Hause. Die Luft bleibt auch den andern Tag über stumm. Für fünf­undsiebzig Stunden Betriebsstoff hat der Südländer. Fünf­zig Stunden sind vorbei, sechzig, die fünfundsiebzigste. Das Schiff ist überfällig.

Tage vergehen, Nächte vergehen. Der Südländer bleibt verschollen. Jetzt ist unter den Lebenden der Nordländer der einzige, der eine Expedition mit dem Luftschiff übers Eismeer geführt hat.

Tage vergehen, Nächte vergehen. Da, aus der Luft, eine Botschaft des Südländers. Sein Schiff ist explodiert, er sel­ber, mit einigen seiner Mannschaft, treibt auf einer Eis­scholle, hundertachtzig Kilometer entfernt vom Nord­kap.

Die ganze Welt packt ein Fieber: ist es möglich, den Mann zu retten? Wie lange kann er sich halten? Bricht das Eis? Hat er Nahrung? Treibt er ab? Schiffe werden ausgesandt, Flieger.

Des Nordländers Land schaut auf ihn. Die Welt schaut auf ihn. Die Regierung seines Landes fordert ihn auf, dem Schiffbrüchigen zu helfen. Wer, wenn nicht er, soll die Verlorenen retten?

Er ist gewohnt an minutiöse Vorbereitungen, gewohnt, erst nach langen Berechnungen den glücklichen Augen­blick abzupassen. Was er bis jetzt erreicht hat, verdankt er seiner Umsicht, nicht dem Glück. Jetzt soll er starten von heut auf morgen, mit einem rasch herbeigeschafften, für seine Zwecke notdürftig ummontierten Flugzeug. Allein er ist der Erste, sein Ruhm verpflichtet. Auch wird es ein grimmiger Triumph sein, den Gescheiterten, der sich ebenbürtig, der sich überlegen wähnte, in sein Flugzeug zu retten. Er erklärt sich bereit. Die Photographen neh­men ihn auf, wie er ins Flugzeug steigt, den Mund krumm, die Augen hart wie immer.

Es ist die letzte Aufnahme von ihm. Er rettet den andern nicht in sein Flugzeug. Er kehrt nicht zurück.

Wer zurückkehrt, ist der andere.

Der hat harte Tage durchlebt. War auf seiner treibenden Eisscholle gesessen, das Bein gebrochen, einen wahr­scheinlichen Tod in der Nähe, umgeben von Gefährten, die in ihm die Ursache ihres Unglücks sahen. Der Einzige unter ihnen, der Polarerfahrung hatte, war tot. War aufge­

brochen mit noch zweien, um übers Eis das Festland zu erreichen. War erfroren unterwegs, vielleicht verhungert, vielleicht aufgefressen von seinen Gefährten, das wußte man nicht. Aber das wußte man, daß der Südländer sich vor seinen Gefährten hatte retten lassen, er, der Kapitän, vor den andern, und daß er schuld war am Tode des Nord­länders und am Tode von acht andern, und daß die Davon­gekommenen ihre Rettung verdankten dem Eisbrecher eines Landes, das in Kultur und Politik der schärfste Geg­ner seines eigenen Landes war.

Er war als Erster in der Luft über der Arktis erschienen, mit Fahrzeugen, die er selbst erdacht, gebaut, geführt hatte. Vor wenigen Wochen noch hatte die Welt ihn unge­heuer gefeiert, weit über Gebühr, weit mehr als je den Nordländer. Jetzt bespuckte sie ihn. Jetzt war er ein Feig­ling, eine Schmach seines Landes, komisch und erbit­ternd.

Der andere war tot, tot durch ihn, für ihn. Er lebte, er der einzig Lebende, der ein Luftschiff über die Arktis geführt hatte. Aber der andere war der große Mann : er war lächer­lich, selbst sein Land verleugnete ihn.